



Mein Traum von der Kirche

Tonbandnachschrift einer Predigt von Pfr. Dr. Arnold Bittlinger

Kardinal Leo Suenens hat das Wort geprägt: «Glücklich sind diejenigen, die Träume träumen und bereit sind, den Preis dafür zu zahlen, dass sie Wirklichkeit werden.»

Was ist die Funktion eines Traums? Eine wesentliche Funktion besteht darin, dass er Möglichkeiten aufzeigt, die zwar bisher noch nicht verwirklicht sind, die aber verwirklicht werden *können*, wenn wir diese Möglichkeiten ernsthaft ins Auge fassen und unsere seelische Energie dorthin lenken. Wenn ich also einen Traum oder eine Vision von der Kirche habe, dann heisst das, dass ich die Kirche so sehe, wie sie sein könnte oder wie sie sein sollte, d.h. so, wie ich sie mir wünsche.

Ich habe nicht die Absicht, ein umfassendes oder vollständiges Bild von der Kirche Jesu Christi zu entwerfen – dazu reicht die Zeit nicht aus –, sondern ich

möchte Ihnen anhand von drei Wünschen zeigen, wo ich mir eine Erweiterung und eine Vertiefung des kirchlichen Lebens erträume.

Mein erster Wunsch: Ich träume davon, dass die Kirche zu einem Ort der Entfaltung wird.

Was heisst das? Gott hat jedem von uns bestimmte Gaben und Anlagen mit auf den Lebensweg gegeben. Eine wesentliche Aufgabe unseres Erdenlebens besteht nun darin, dass wir diese Gaben und Anlagen in rechter Weise entfalten. In der Regel können wir einige dieser Anlagen in unserem Beruf entfalten, also bei unserer ganz normalen Alltagsarbeit. Die einen können das mehr, die anderen weniger.

Aber meistens können wir eben nur einige dieser Anlagen und Gaben entfalten. Andere Fähig-

keiten bleiben unausgebildet und unentwickelt, was zur Folge hat, dass wir alle bis zu einem gewissen Grad einseitig sind. Es ist deshalb gut, dass es neben der Arbeitszeit auch die Freizeit gibt, neben dem Arbeitstag den Feierabend und den Sonntag. Freizeit, Feierabend und Sonntag bieten Möglichkeiten, Seiten unseres Wesens zu entfalten, die bei der täglichen Arbeit zu kurz kommen.

Aber neben der freien Zeit bedarf es auch eines freien Raums, in dem eine solche Entfaltung sich vollziehen kann. Es ist mein Wunsch, dass die Kirche zu einem solchen Ort der Entfaltung wird. Worum geht es bei einer solchen Entfaltung? Es geht darum, dass wir zu der Gestalt heranreifen, die wir unserem Wesen nach sind.

Martin Buber hat in seinen «Erzählungen der Chassidim» den Ausdruck des weisen Rabbi Sussja überliefert, der unmittelbar vor seinem Tod sprach: «In der kommenden Welt wird man mich nicht fragen: Warum bist du nicht Mose gewesen? Man wird mich fragen: Warum bist du nicht Sussja gewesen?» Sussja meint damit: Es geht nicht darum, dass wir irgendwelche grossen Vorbilder nachahmen, sondern dass wir zu uns selbst und damit zum wahren Menschsein finden.

Zum wahren Menschsein gehört die Entfaltung des ganzen Menschen, also des Leibes, der Seele und des Geistes. Der Leib ist in der Kirche lange Zeit hindurch vernachlässigt worden. Gott sei Dank wird er heute wieder neu entdeckt und neu ernstgenommen. So werden zum Beispiel Pantomime und Tanz in der Kirche wieder neu entdeckt.

Dies erlebte ich kürzlich eindrücklich bei einer ökumenischen Veranstaltung, als ein Tänzer aus Bali das Evangelium ohne Worte durch Musik und Tanz verkündigte. Sein Tanz bestand aus sieben Szenen:

1. Szene: Der Tänzer trug eine Holzmaske mit einer blonden Perücke. Er sah aus wie ein Europäer, und so tanzte er auch, d.h. etwas eckig und ungelenk, ohne echte Verbindung zum Boden. Dieser wortlose Tanz machte deutlich: Hier ist ein Balinese, der etwas anderes sein will, als er in Wirklichkeit ist. Er gibt sich den Anschein, als sei er ein Vertreter der westlichen Zivilisation (die für viele Menschen der Dritten Welt immer noch eine erstaunliche Anziehungskraft hat!). Es war ein Mensch mit einer Maske, der nicht zu dem steht, was er ist, sondern gerne

etwas anderes sein möchte. Das ist die Tragik vieler Menschen – nicht nur in Bali, sondern auch bei uns –, dass wir nicht Ja sagen zu dem, was wir sind, sondern gerne etwas anderes sein wollen: besser, edler, angesehener, moralischer oder was auch immer. Das also war die erste Szene: Ein Mensch, der nicht das sein wollte, was er in Wirklichkeit war.

2. Szene: Der ungelenke Tänzer bewegte sich auf ein Kreuz zu, an dem der gekreuzigte Christus hing. Er schaute diesen Christus fasziniert an, so, als würde er kapieren, dass hier ein Mensch ist, der keine Maske getragen hat, sondern so lebte, wie es seinem Wesen entsprach. Der Tänzer versuchte zaghaft, im Anblick des Kreuzes seine Maske abzunehmen. Er spürte offensichtlich, dass in der Gegenwart Jesu, der alles durchschaut, eine Maske sinnlos ist. Man hatte den Eindruck, dass der Tänzer mit sich kämpfte, ob er seine Maske Jesus zu Füßen legen soll oder nicht. Er tat es schliesslich nicht. Vielleicht kennen wir solche Situationen, in denen wir wissen, was wir eigentlich tun sollten, und es dann doch nicht tun.

3. Szene: Der Tänzer wandte sich vom Kreuz ab, befestigte seine Maske wieder und tanzte weiter. Aber der Tanz war nicht mehr derselbe wie vorher, sondern man merkte, dass der Tänzer jetzt in sich zerrissen war. Auf der einen Seite versuchte er, so weiter zu tanzen wie früher, aber auf der anderen Seite schielte er immer wieder nach dem Kreuz. Man hatte den Eindruck, der gekreuzigte Christus liess ihn nicht mehr los. Ja, so ist das, wenn man Jesus, dem Urbild der Ganzheit, dem wahren Menschen, begegnet ist: Dann kommt man nicht mehr von ihm los, auch wenn man es will.

4. Szene: Der Tänzer bewegte sich erneut auf das Kreuz zu, er kniete vor dem gekreuzigten Christus nieder und begann langsam und zögernd, seine Maske zu lösen. Man spürte, es fällt ihm nicht leicht, sein bisheriges Leben aufzugeben. Das ist verständlich, denn das bisherige ist bekannt, das neue nicht. Aber schliesslich legte er seine Maske am Fuss des Kreuzes nieder und schaute mit ausgebreiteten Händen hinauf zum Gekreuzigten.

5. Szene: Der Tänzer tanzte ohne Maske einen fröhlichen Tanz. Man merkte: Jetzt ist er ein echter Bali-

nese. Er hat Kontakt mit dem Mutterboden, auf dem er tanzt, und er tanzt so, wie es ihm innerlich entspricht – ein gelöster und befreiter Mensch, der Ja sagt zu sich selber, der sich so annimmt, wie er ist.

Ja, so ist das, wenn man seine Maske ablegt und endlich einmal so sein kann, wie man wirklich ist. Ich dachte, das ist ein schöner und guter Schluss, ein durch Christus befreiter, fröhlicher Mensch. Es folgte jedoch eine weitere Szene.

6. *Szene*: Der Tänzer tanzte zum Kreuz zurück, kniete nieder und hob die am Fuss des Kreuzes abgelegte Maske auf, betrachtete sie, drückte sie fast liebevoll an sich, so, als wollte er damit ausdrücken: Diese Maske gehört zu mir, sie ist ein Stück meines Lebens, und als Möglichkeit bleibt sie auch weiterhin mit mir verbunden. Der Tänzer solidarisierte sich also mit seiner ehemaligen Maske, das heisst, er sagte Ja zu seiner Vergangenheit, auch zu dem, was nicht so gut war und was als Möglichkeit in ihm blieb, und dann legte er die Maske wieder an den Fuss des Kreuzes zurück.

Ich dachte, das ist eine wichtige Sache, dass wir auch unsere Vergangenheit bejahen und auch zu dem stehen, was in unserem Leben nicht so gut ist.

7. *Szene*: Der Tänzer forderte nun einen Zuschauer auf, mit ihm zu tanzen, und dann noch einen und noch einen – so lange, bis alle Anwesenden mit ihm zusammen in einem Reigen tanzten. Es wurde deutlich: Wer sich selber angenommen hat mitsamt seiner Vergangenheit und seinen negativen Möglichkeiten, der kann auch Ja sagen zu seinen Mitmenschen, denn er weiss, dass er um keinen Deut besser ist als die anderen.

Menschen, die zu ihren Fehlern und Unzulänglichkeiten stehen, sind Menschen, die andere froh machen, denn sie schauen nicht hochmütig auf die anderen herab, sondern sie wissen, dass sie selber auch nicht besser sind.

So viel zum Tanz des Balinesen. Er hat das Evangelium eindrücklich verkündigt, ohne Worte, mit der Sprache seines Körpers. Unser Körper spricht ja ohnehin eine viel deutlichere Sprache als unsere Worte. Es ist deshalb bei einem Gespräch oft aufschlussreicher zu sehen, wie der Körper des Redenden sich verhält, als zu hören, was er mit dem Mund sagt. Unser Mund kann lügen, unser Körper nicht.

Wenn wir also zum Menschsein heranreifen wollen, dann gilt es, Leib und Seele miteinander so zu verbinden, dass sie dieselbe Sprache sprechen.

Es wäre jedoch völlig verkehrt, wenn wir jetzt sagen würden: «Auf! Wir wollen uns entfalten und werden deshalb im nächsten Gottesdienst tanzen!» So einfach geht das leider nicht. Wir sind keine Balinesen. Wir Westeuropäer haben in unserem Inneren viele Hemmungen und Barrikaden. Was durch Jahrhunderte hindurch abgewürgt und verdrängt worden ist, kann man nicht plötzlich wieder beleben. Mein Traum ist es deshalb, dass die Kirche zu einem Ort wird, wo solche seelischen Verbiegungen aufgearbeitet werden können.

In der Vergangenheit war die Kirche leider oft genug ein Ort, wo seelische Verbiegungen produziert worden sind. Solche Verbiegungen nennt man dann gelegentlich «ekklesiogene Neurosen», d.h. Neurosen, die durch eine verengte, sogenannte christliche Verkündigung und Moral entstanden sind. Bei meiner Arbeit in einer psychiatrischen Klinik begegneten mir immer wieder solche ekklesiogenen Krankheiten.

Es ist unglaublich, was manche sogenannten christlichen Verkündiger im Leben anderer Menschen an Zwängen und an Abwürgung des Selbstwertgefühls. Es ist deshalb mein Wunsch, dass hier auf breiter Front eine Gegenbewegung einsetzt und dass die Kirche zu einem Ort der Entfaltung wird, wo Menschen das leben können, was Gott in sie hineingelegt hat.

Zu einer solchen Entfaltung gehört auch, dass wir unsere Schattenseiten kennenlernen, das heisst die Seiten unseres Wesens, die wir nicht leben, sondern die wir ablehnen und verurteilen. Diese dunklen Seiten gehören auch zu uns, und wenn wir zum Menschsein heranreifen wollen, ist es wichtig, dass wir gerade diese abgelehnten Seiten als zu uns gehörig annehmen und in unser Leben integrieren. Nur so entsteht Ganzheit, nur so werden wir wirklich heil.

Das also ist mein erster Wunsch: Ich träume, dass die Kirche zu einem Ort der Entfaltung wird. Leitbild einer solchen Entfaltung und Ganzheit ist Jesus, so wie er uns in den Evangelien vor Augen gemalt wird. Jesus, der ganz nach aussen gerichtet Menschenmassen um sich versammelt hat und der ganz nach innen gerichtet die Einsamkeit suchte. Je-

Jesus, der so männlich seinen Gegnern gegenübertrat und der wie eine Mutter um die Verlorenen weinte. Jesus, dessen Wahrnehmung genauso gut entwickelt war, wie sein Urteilsvermögen, Jesus, der in der Versuchungsgeschichte seinen Schattenseiten begegnete und die Macht der Versuchung kennenlernte.

Jesus Christus ist ein Mensch wie wir, «aber ohne Sünde», d. h. er hat das Ziel seines Lebens nicht verfehlt, sondern er ist zur Ganzheit herangereift. In Freude und Leid hat Jesus die Tiefe des Menschseins auskosten lassen. Im Lukasevangelium heisst es: «Er nahm zu an Weisheit, an Körpergrösse und an Gnade bei Gott und den Menschen.» Das heisst, Jesus ist zu einem ganzen Menschen nach Leib, Seele und Geist herangereift.

Mein zweiter Wunsch: Ich träume davon, dass die Kirche zu einem Ort des Feierns wird.

Neben der Entfaltung der Gaben des Einzelnen steht das Zusammenspiel der verschiedenen Menschen mit ihren unterschiedlichen Begabungen. Wir entfalten unsere Gaben und Fähigkeiten nicht nur zu unserer eigenen Freude und nicht nur zur Freude Gottes, sondern auch zur Freude unserer Mitmenschen.

So wie bei einem Orchester gerade dadurch eine Symphonie entsteht, dass jeder sein Instrument und seine Stimme spielt, so entsteht auch im menschlichen Miteinander gerade dort die rechte Harmonie und das rechte Zusammenspiel, wo sich einer über die Gaben des anderen freut und sich selber durch den anderen ergänzen, bereichern und korrigieren lässt. Ich träume davon, dass die Kirche zu einem Ort eines solchen Zusammenspiels wird.

Kürzlich las ich den Satz: «Die Vögel singen viel mehr, als es nach Darwin erlaubt ist.» Mit diesem Satz wird zum Ausdruck gebracht, dass die Schöpfung nicht nur zweckmässig ist, sondern auch ein verschwenderisches Fest. In der Bibel ist es die Weisheit und nicht die Torheit, die von sich sagt, dass sie auf dem Erdboden vor Gott spielt (Sprüche 8,30f). Wenn wir Feste feiern, dann spielen wir vor Gott.

Ich habe ab und zu Gelegenheit, mit einem Liturgie-Experten der orthodoxen Kirche zu sprechen. Bei einem dieser Gespräche sagte mir jener Gelehrte: «Wenn wir Orthodoxe Gottesdienst feiern, dann spielen wir vor Gott: Wir alle sind Schauspieler, der

einzigste Zuschauer ist Gott.» Weil nicht Menschen uns beobachten sondern Gott, können wir uns bei diesem gottesdienstlichen Spiel so geben, wie wir sind, und dadurch zu dem werden, was wir sind. Zu einem solchen Zusammenspiel gehören dann auch die verschiedenen Dienste, Ämter und Charismen, die dafür sorgen, dass die Spielregeln eingehalten werden.

Was Feiern heisst, können wir zum Beispiel von afrikanischen Christen lernen. In Afrika feiern Christen so, dass alle beteiligt sind, und zwar nach Leib, Seele und Geist. Der Körper bewegt sich in Rhythmen, die dem Anlass des Feierns entsprechen. Die Seele lacht oder weint, sie ist traurig oder fröhlich, je nach Anlass, und der Geist ist mit Gott verbunden.

Was Feiern heisst, können wir aber auch bei unseren Freunden aus der Ostkirche lernen, wo im Gottesdienst alle Sinne angesprochen werden: das Auge durch die prächtigen Gewänder und Bilder, das Ohr durch herrliche Gesänge, die Nase durch köstlichen Weihrauch, die Zunge durch Brot und Wein und der Tastsinn durch Berührung beim Friedensgruss und beim Betasten der Ikonen.

Feiern heisst, dass der ganze Mensch in das Spiel vor Gott mit hineingenommen wird. Der ganze Mensch mit all seinen Sinnen, der ganze Mensch nach Leib, Seele und Geist – und zwar nicht nur als Einzelner, sondern im Zusammenspiel mit allen anderen.

Gott sei Dank wird in unserer Kirche ein solches Zusammenspiel mehr und mehr heimisch. Ich habe in den letzten Jahrzehnten viele Gottesdienste erlebt, in denen Christen ganz neu die Kirche als einen Ort des Feierns verstehen lernten. Leitbild eines solchen Zusammenspiels ist Jesus Christus, so wie er heute in seiner Kirche gegenwärtig und mit ihr verbunden ist.

Der Apostel Paulus hat uns dieses Zusammenspiel zwischen Christus und seiner Kirche und den Gemeindegliedern untereinander in jenem grossartigen Bild vom Leib Christi vor Augen gemalt (1. Kor. 12, 12–27). In diesem Bild wird deutlich, dass es kein Privatchristentum gibt, sondern dass die anderen immer mit dabei sind. Der Leib Christi funktioniert dann richtig, wenn sich jeder über die Gabe des anderen freut.

Und nun noch ein dritter Wunsch: Ich träume, dass die Kirche ein Ort der Begegnung wird.

Wir feiern hier einen ökumenischen Gottesdienst. Katholische und evangelische Christen begegnen sich und feiern miteinander. Bei ökumenischen Begegnungen ist es wichtig, dass der einzelne Christ weiss, wohin er gehört. Es ist wichtig, dass wir zunächst unseren eigenen Standort kennen und bejahen, erst dann können wir einen neugierigen Blick über den Zaun tun, um die Schätze des anderen kennenzulernen.

Hier hat sich Gott sei Dank in den letzten Jahrzehnten ein entscheidender Wandel vollzogen. Früher fragte man bei den sogenannten Unterscheidungslehren, was in der anderen Konfession falsch oder schlecht ist, und verglich es dann mit dem, was einen in der eigenen Konfession richtig und gut dünkte. Heute fragt man nach dem Guten bei den anderen, und wenn einem beim anderen etwas unverständlich erscheint, dann bemüht man sich darum, es verstehen zu lernen und zu ergründen, was es dem anderen bedeutet. Vielleicht entdecken wir dann Dinge in den anderen Konfessionen, die in unserer eigenen Kirche zu kurz kommen oder abgewehrt werden, die aber für die Menschwerdung wesentlich sind. Vielleicht können wir dann solche Schätze behutsam übernehmen, Schätze, die zu unserer Entfaltung dienen und uns helfen, miteinander zu feiern – zusammen mit Christen aus anderen Traditionen.

Wenn ich davon träume, dass die Kirche ein Ort der Begegnung wird, dann meine ich jedoch nicht nur die Begegnung mit Christen, sondern auch mit Menschen, die sich nicht als Christen verstehen. So wichtig die Entfaltung der Gaben des Einzelnen und das Zusammenspiel dieser Gaben in einem Fest immer wieder ist, so ist doch unser Erdenleben nicht auf diese eher spielerische Seite unseres Daseins beschränkt, sondern wir leben auch als verantwortliche Menschen inmitten einer Welt, in der es alles andere als spielerisch oder harmonisch zugeht. In dieser Welt regiert nicht nur Gott, sondern da sind auch widergöttliche und zerstörende Mächte am Werk, und denen gilt es, Einhalt zu gebieten.

Diese Funktion hat vor allem der Staat und mit ihm die jeweilige Bürgergemeinde. Staat und Bürgergemeinde mit ihren verschiedenen Organen und Ämtern haben die verantwortungsvolle Aufgabe,

dem Bösen zu wehren und das Gute zu mehren. Der Staat existiert inmitten einer Welt, die nicht nach Gottes Willen fragt und nicht nach göttlichen Massstäben lebt.

In der Welt, in der wir leben, sind Geld und materielle Werte wichtiger als Menschen. Das Haben und das Gelten sind wichtiger als das Sein, und die Starken dünken sich besser als die Schwachen, und sie unterdrücken die Schwachen. Wenn man die Menschen sich selbst überlassen würde, dann gäbe es Mord und Totschlag und völliges Chaos. Ohne Gesetze und Ordnungen würden auch wir zivilisierten Europäer im Nu wieder ins Chaos zurücksinken. Die Aufgabe des Staates besteht deshalb darin, die menschlichen Begierden einigermassen in Schach zu halten und dafür zu sorgen, dass es einigermassen gerecht in einem Gemeinwesen zugeht.

Die Christengemeinde dagegen hat die Aufgabe, innerhalb der Bürgergemeinde auf das kommende Gottesreich hinzuweisen und dessen Werte immer wieder in Erinnerung zu rufen. Im Gottesreich gelten andere Werte als in dieser Welt, nämlich: Menschen sind wichtiger als Dinge, das Sein ist wichtiger als das Haben oder Gelten, und die Schwachen sind wichtiger als die Starken.

Das kommende Gottesreich ist die einzige Hoffnung für diese vergehende Welt. Bleiben wird nur das, was jetzt schon Anteil hat an den Werten der kommenden Welt. Wenn ich wünsche, dass die Kirche zu einem Ort der Begegnung wird, dann wünsche ich vor allem, dass es immer wieder

zu einer Begegnung zwischen Bürgergemeinde und Christengemeinde kommt, zwischen Menschen, die sich selber nicht als Christen verstehen, und solchen, die ihre Hoffnung auf Jesus Christus setzen und auf sein kommendes Friedensreich – ganz abgesehen davon, dass diese beiden Welten auch in uns selber vorhanden sind und dass bei jedem Menschen einmal die eine und einmal die andere Seite überwiegt. Durch solche Begegnungen können diejenigen, die sich als Christen verstehen, vor einer falschen Innerlichkeit bewahrt werden und diejenigen, die sich nicht als Christen verstehen, vor einem gar zu platten Materialismus, und beide können miteinander Verantwortung übernehmen für eine Welt, die nichts nötiger braucht als ein politisches Handeln, dessen geheime Wurzeln die Werte des Reiches Gottes sind.

Leitbild einer solchen Begegnung ist der kosmische Christus, von dem es im Epheserbrief heisst, dass in ihm alles zusammengefasst ist, was im Himmel und auf Erden ist (Epheser 1, 10). Der kosmische Christus ist der Christus, durch den die Welt geschaffen worden ist, im kosmischen Christus begegnen sich alle. Christus ist die ordnende Mitte der ganzen Schöpfung. Er hält nicht nur die Erde in seiner Hand, sondern auch die anderen Sterne. Er ist nicht nur das Haupt seiner Gemeinde, sondern aller Mächte und Gewalten. In ihm ist alles zusammengefasst, in ihm begegnen sich alle.

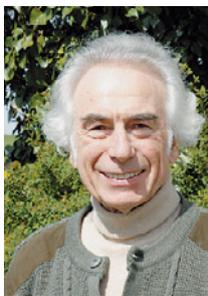
Das also ist mein Traum von der Kirche: Ich träume, dass die Kirche ein Ort der *Entfaltung* wird, ich träume, dass die Kirche ein Ort des *Feierns* wird, und ich träume, dass die Kirche ein Ort der *Begegnung* wird.

Vielleicht sagen Sie jetzt, was soll dieses Träumen? Es ändert sich ja doch nichts. Die Strukturen der Kirche sind ja viel zu hart, und die Verantwortlichen in der Kirche sind viel zu angepasst oder zu festgefahren oder zu überlastet, und das sogenannte Kirchenvolk ist viel zu uninteressiert und zu träge, als dass sich da etwas ändern würde.

Ich verstehe solche Einwände. Ich habe einmal ähnliche Einwände gegenüber dem Erzbischof Dom Helder Camara geäussert, als er mir in Brasilien von seinem Einsatz für die Ärmsten und für die Entrechteten erzählte. Ich meinte, dass in einer solchen Situation, wo die Geldgier und die Hartherzigkeit der Reichen so dominieren, ein Einzelner nicht viel ausrichten könne. Dom Helder wurde damals ganz erregt und meinte: «Doch, ein Einzelner kann etwas ausrichten! Es gilt jedoch dreierlei zu beachten:

1. Haben Sie eine Vision davon, wie es eigentlich sein sollte!
2. Tun Sie bis zum Äussersten das, was Sie können, um diese Vision zu verwirklichen, und zwar an dem Platz, an den Gott Sie gestellt hat!
3. Überlassen Sie den Rest Gott!»

Ich denke, diese Weisung gilt auch für die Situation unserer Kirche, und deshalb gilt: «Glücklich sind diejenigen, die Träume träumen und bereit sind, den Preis dafür zu zahlen, dass sie Wirklichkeit werden.»



Dr. Arnold Bittlinger (Jg. 1928) ist Psychoanalytiker und Theologe. Nach Tätigkeiten in der Jugend- und Gemeindefarbeit und im Weltkirchenrat zu Genf wirkte er als Dozent am C. G. Jung-Institut Zürich, als Kursleiter bei den Tagungen der Internationalen Gesellschaft für Tiefenpsychologie und als Psychotherapeut in Schaffhausen und Zürich.

Arnold Bittlinger ist Autor einer Vielzahl weitverbreiteter, in zahlreiche Sprachen übersetzter Publikationen.



Metanoia-Verlag

Obere Reppischstrasse 31, CH-8953 Dietikon

Tel. +41 (0)44 741 41 89

E-Mail info@metanoia-verlag.ch

www.metanoia-verlag.ch

Titelbild: Kirche Bergdietikon, zVg